

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 159.

Samstag, den 11. Juli 1903.

18. Jahrgang

Aus aller Welt.

Die Seherin von Dürrengründ. Eine der sensationellsten Mordaffären hat — so wird aus Olmütz geschrieben — am letzten Samstag in später Abendstunde vor dem dortigen Schwurgericht ihr Ende gefunden: die „Seherin von Dürrengründ“, die 24jährige Weberin Christine Ringel aus Politz in Böhmen wurde wegen Ermordung ihrer einstigen besten Freundin, der erst 17 Jahre alten Agnes Spägel zum Tode verurteilt. Dieser Prozess ist sowohl wegen der Person der Mörderin als auch durch das tiefe Dunkel, das über den Motiven zu der That auch heute noch nach der gerichtlichen Verhandlung schwebt, von weit mehr als örtlichem Interesse. Es war im Jahre 1892, als plötzlich sich in dem Bezirke von Politz, dem Heimatorte der damals etwa 18 Jahre alten Ringel, Gerüchte verbreiteten, daß das Mädchen im „Scholzwalde“ geheimnisvolle Erscheinungen gesehen habe. Immer häufiger wurden die Erscheinungen, der stille abgelegene Ort im Walde, wo dem Mädchen nach dessen Behauptung die Mutter Gottes erschien, wurde geschmückt und bald traten Scharen von Gläubigen den Pilgerzug nach diesem neuen Wallfahrtsort an. Das Mädchen wurde als Seherin, ja als Heilige verehrt, ihr Ruf verbreitete sich immer weiter und weiter durch jene Gegenden, der Zulauf wurde größer und größer, ja es hatte sich sogar zu jener Zeit schon ein Komitee gebildet, um an Ort und Stelle eine Wallfahrtskirche zu erbauen. Bis dann die Behörden sich einmischten, die Geistlichkeit von der Kanzel herab gegen diese „Seherin“ protestierte und der unterdessen verstorbene Bischof Brynch von Königgrätz ebenfalls von der Kanzel herab die Wallfahrt nach Dürrengründ verbot. Doch das Volk ergriff damals Partei für das Mädchen und als ein Genarm sie dem Gerichte vorführen sollte, da widersetzte sie sich und auch die Volksmenge und es kam zu einem Aufruhr, der fast die Form einer Revolte annahm und nur durch die große Geduld der Polizeibehörden gegen das förmlich fanatisierte Volk einen gütlichen Ausgang nahm. Und auch heute noch, wo die „Seherin von Dürrengründ“ als Mörderin verurteilt ist, gibt es nicht wenige Leute, die noch immer an das Seherthum des Mädchens glauben, und der Präsident erklärte selbst während der Verhandlung, daß es leider auch heute noch Leute gäbe, die die Ringel noch jetzt für eine heilige Person halten. Es ist ohne Zweifel eine interessante Erscheinung, dieses mittelgroße, fast robuste Bauernmädchen mit den nicht unsympathischen träumerischen Zügen und den tiefen Augen, aus denen, wenn von ihrer „Heiligen Mission“ gesprochen wird, ein unheimlich leuchtendes, wildfanatisches Feuer blüht. Und wenn auch jeder Mann im Gerichtssaale mit Ausnahme einer Anzahl der ländlichen 45 Jünger, die selbst zum großen Theile früher an den Wallfahrtsort als Gläubige gepilgert sind, sie als Schwindlerin betrachtet, — sie selbst sagt ruhig: Ich selbst habe in meinem Gewissen die Ueberzeugung, daß ich die Sendung habe. Den Gläubigen davon mag ich keinem aufdrängen. Und für die Vorhaltungen des Präsidenten hat sie in dieser Hinsicht nur ein ironisch-mittelbäugliches, fast überlegenes Lächeln. Daß sie ihre Freundin, mit der sie englich in ein Kloster entfliehen wollte, umgebracht hat ist trotz ihres Leugnens fraglos. Sie hat sie im Walde mit einem kleinen Revolver erschossen. Man nimmt an, daß die beiden Mädchen haben Selbstmord begehen wollen, daß die Ringel ihr Freundin zuerst erschossen habe und daß sie dann nicht mehr den Muth besaß, zu folgen. Beide Mädchen waren Freundinnen, materielle Gründe waren auch nicht im Spiele. So endete diese mysteriöse Mordaffäre, die mehr als 2 Jahre die Gerichte beschäftigte, mit einer Frage: Warum wurde dies Mädchen zur Mörderin? Das Gericht wußte sie, da sie nicht die Motive ihrer That gestand, zum Tode verurtheilen, im Volksmunde aber wird die „Seherin von Dürrengründ“, da das Todesurtheil sicherlich nicht an ihr vollstreckt werden wird, als eine „Heilige“ weiter leben, und später, wenn sie die Jahre des Kerkers hinter sich hat, wird eine neue Pilgerfahrt zu der dann alten Frau beginnen, die schon als Kind die Menge zu fanatisieren verstand.

Das Opfer einer Wahrsagerin wurde, der „Petersburger Btg.“ zufolge ein junger Mann aus gebildeten Kreisen, der Edelmann S. . . w, der unlängst die Moskauer Universität absolviert hat. Der junge Jurist wollte den „Schleier der Zukunft“ lüften und wandte sich an eine Wahrsagerin, die ihm von einer bekannten Dame empfohlen worden war. Die Wahrsagerin „Anna Stenowina“ stellte sich denn auch bald in der Wohnung des Juristen an der Skladnaja in Moskau ein. Sie erklärte, daß sie zu ihrer Prophezeiung acht Hundert Rubelscheine, ein daß sie zu ihrer Prophezeiung acht Hundert Rubelscheine, ein schenkt brauche. Herr S. . . w gab alles her. Darauf ging die Wahrsagerin mit ihm in das Strannoi-Kloster. Hier sagte sie ihm, er möge einige Duzend Kirchenlichter kaufen und sie den Heiligenbildern spenden. Der intelligente junge Mann begann denn auch in der Kirche hin und her zu gehen und die Lichte zu vertheilen. Diese Gelegenheit benutzte die Wahrsagerin, um mit dem Gelde, den Brillanten und den anderen Attributen der Wahrsagerin zu verschwinden. Nach einer anderen Meldung soll der Vertreter der Intelligenz bei dem Handel nicht 800 sondern 6000 Rubel eingebüßt haben.

Ein feines Kraut. Die theuersten Cigarren der Welt sind, wie Newporter Blätter erzählen, 1500 Stück Savannacigarren, die jüngst das Zollhaus Newports possirten. Sie kosteten 18 M. das Stück. Der für die kostbaren Minusiengele verwendete Tabak ist im Vuelta-Abojo-Distrikt in Kuba gewachsen und stammt von seit Jahren mit großer Sorgfalt gezogenen Pflanzungen. Natürlich werden für diese Cigarren nur vollständig fehlerfreie Blätter der besten Qualität verwendet und die Cigarren werden von erfahrenen Arbeitern hergestellt, die nicht mehr als acht Stück im Tage fertigstellen. Diese Cigarren sind 16 Zoll lang, und das Tausend wiegt etwa 30 Kilogramm. Jede Cigarre ist in japanisches Papier eingehüllt und befindet sich in einem luftdichten Kasten aus polirtem Holz.

Ein Deutscher als Muselman. Als im Hafen von Sanfobar kürzlich der französische Dampfer „Oryx“ mit Fremdenlegionären vor Anker lag, wurde zweien der Soldaten, einem Deutschen und einem Österreicher, die in der Heimat sich dem Militärdienst durch die Flucht entzogen hatten, die Erlaubniß erteilt,

für einige Stunden an Land zu gehen. Der sich aber, als der Zeitpunkt der Abfahrt des Dampfers gekommen war, nicht an Bord einfand, waren, wie die Deutsch-Ostafrikanische Zeitung schreibt, jener junge Deutsche, sowie der Österreicher. Eine an Land gesandte Patrouille konnte die Leute nicht auffinden, und der „Oryx“ fuhr davon, ohne die beiden Passagiere, welche sich in ihrer Uniform in der Stadt umhergetrieben und dann verstreut hatten. Als der Dampfer fort war und die Flüchtigen sich in Sicherheit wählten, entledigten sie sich zunächst ihrer Uniform verschafften sich Zivilkleidung und begaben sich auf die Suche nach Essen, Unterkunft und Arbeit. Der junge Deutsche hatte bald seinen Entschluß gefaßt. Er war durch Zufall in eine der Araber-Moscheen gekommen und dort bereitwillig mit gutem Essen und Limonade traktiert worden. Gleichzeitig hatte man ihm ständige Unterkunft und Verpflegung angeboten unter der Bedingung, daß er zum mohammedanischen Glauben überträte. Den Dolmetscher bei diesen Verhandlungen spielte ein angesehener, die französische Sprache beherrschender Araber Sanfobar. In seiner Rath- und Hilfslosigkeit gab schließlich der junge Deutsche dem guten Ratreden seiner arabischen „Beschützer“ nach, ging auf den Handel ein und trat zum mohammedanischen Glauben über. Ob aber der frischgebackene Deutsch-Mohammedaner seiner neuen Religion nicht auch bald wieder fahnenflüchtig werden wird, ist noch eine Frage. Bortänzig scheint er sich unter den neuen Verhältnissen in denen er nicht zu arbeiten, sondern nur zu essen, schlafen und beten braucht, sehr wohl zu fühlen. Der junge Österreicher magte es, nach einer Weile zu dem österreichischen Konsul in Sanfobar zu gehen, ist aber jetzt wieder verschwunden.

Ein neuer Meisterdieb hat für 3 Millionen Kunstgegenstände gestohlen. In einem Privathotel der Rue de Londres in Paris, dessen Wirthin, eine 50jährige Frau Gillouise mit ihrer Tochter und einer Bekannten, Frau Marjot, einem Antiquitätengeschäft in der Rue Taitbout vorstand, wurde vor zwei Tagen ein italienischer Anarchist Parmeggiani verhaftet. Er soll sich unter verschiedenen Namen herumgetrieben haben, ein Kamerad Robachols, Finis und anderer berühmter Anarchisten gewesen sein und wurde vor einigen Jahren als ein Stummgast der Anarchistenkneipe im Pariser Börseviertel aus Frankreich ausgewiesen. Unter seinen Landsleuten und Gesinnungsgenossen soll Parmeggiani, den sie gewöhnlich den Schuster nannten, für einen Spitzel der französischen Geheimpolizei gegolten haben. Es hat den Anschein, als sei er nicht sowohl als Anarchist, denn als Dieb festgenommen worden. In dem Hause jener Frauen wurden nämlich mehrere Säle mit einer Fülle von Kunstgegenständen jeder Art, hauptsächlich aber älteren Ursprungs, gefunden, deren Werth auf wenigstens drei Millionen geschätzt wird. Die meisten Gegenstände, die zum Theil in großen Kisten wohl verwahrt sind, sollen von Diebstählen in Kirchen und Museen herühren. Um darüber Gewißheit zu schaffen, will man eine Ausstellung veranstalten, wo die Kostbarkeiten vom Publikum besichtigt werden können. Die Gillouise, die zweifellos die Hehlerei auf großem Fuße getrieben, bezahlte in der Rue de Londres eine Reihe von 40,000 Frank, in der Rue Taitbout hingegen nur 3500 Frank.

LOKALES

Wiesbaden den 10. Juli 1903

*** Stemm- und Ringklub „Athletia.“** Bei dem am verflochtenen Sonntag und Montag in Eberstadt stattgefundenen 10. Kreisfest des zweiten Kreises des deutschen Athleten-Verbandes hat der Stemm- und Ringklub „Athletia“ wieder einmal glänzend abgeschnitten. Es wurden die nachfolgenden Mitglieder durch Preise ausgezeichnet. In der 1. Klasse. Im Stemma Herr Karl Schlegelmilch den 5. Preis, im Steinhofen den 3. Preis, ferner erhielt derselbe die 3. Meisterschaft des 2. Kreises im Stemma (Meisterschaftstern). Im Ringen derselben Klasse Herr Wilhelm Krämer den 1. Preis (goldene Medaille, sowie den 1. Ehrenpreis (silberner Pokal) und ebenfalls die 3. Meisterschaft des Kreises im Ringen (Meisterschaftstern). In der zweiten Klasse erhielt Herr B. Krämer den 4. Preis im Stemma (silberne Medaille) sowie den 3. Preis im Steinhofen. In der 3. Klasse erhielt im Stemma Herr August Welle den 11. Preis, ferner im Ringen Herr Karl Haas den 3. Preis (silberne Medaille), Wilhelm Rudolph den 16. Preis, Karl Krahe den 18. Preis und Th. Welle den 25. Preis und den 2. Ehrenpreis (silberner Pokal). Im Steinhofen war das Resultat: Herr Bernhard Feder 1. Preis (goldene Medaille) und Herr Joseph Geper 3. Preis. In der 4. Klasse erhielten im Stemma die Herren Theodor Welle den 9. Preis, Wilhelm Rudolph den 16. Preis, Richard Weizner den 17. Preis und Hermann Kippel den 18. Preis. Die Musterriege des Klubs, bestehend aus den Herren Otto Engel, Karl Haas, Emil Gember, Wilhelm Rudolph, Theodor Welle und Wilhelm Krahe erhielt den 2. Preis (prachtvolles Diplom und Krone). Ferner erhielt der Klub, als derjenige, welcher die höchste Punktzahl (818½ Punkte) erreichte hatte den 1. Vereinspreis, bestehend in einer prachtvollen silbernen Vase. Aus Anlaß der guten Erfolge wurden die Sieger am Montag Abend am Bahnhof empfangen und mit Musik nach dem Vereinslokal „Zum Vater Rhein“ Gleichstraße 5 geleitet, wo man alsdann noch einige Stunden gemütlich zusammen blieb.

*** Die Privatgesellschaft Graziana** unternimmt am Sonntag den 12. Juli, Nachmittags 4 Uhr einen Familien-Ausflug nach Viebich neue Turnhalle, statt. Dasselbst Tanz.

*** Patentwesen.** Das Patent und techn. Bureau von Louis Gollé Wiesbaden, Rheinstraße 28 erwirkt nachstehende Schutzrechte. Nr. 200188 Gebrauchsmuster auf eine Verbindungsvorrichtung, welche dazu dient, einen Porzellan- oder Eisensettzrichter auf einen gewöhnlichen Sphon aufzuschieben. Inhaber: J. Jintgraff, Köln. Nr. 202008 Gebrauchsmuster auf Elektromotorenantrieb für Moulage, Schieberhaken und dergl. mit selbstthätiger Controldorrichtung die im geeigneten Moment den Motor aus- resp. umschaltet. Inhaber: R. Reul, Wiesbaden, Karlstraße. Nr. 144254 deutsches Reichspatent

auf Vorrichtung zum Bewegen von Schiffsrudern oder Hebezeugen. Inhaber: J. G. Kühn, Hamburg. Nr. 1379 definitives Patent in England auf Briefkastenauflage. Inhaber: F. M. Jäbry Wiesbaden, Wilhelmstraße 5.

Nassauische Landesbibliothek.

Verzeichniß der neu hinzugekommenen Bücher, die vom 13. Juli 1903 an im Lesezimmer ausgestellt sind und dort vorausbestellt werden können.

- Smend, Rud., Lehrbuch d. alttestamentlichen Religionsgeschichte. A. 2. Freib. i. B. 1899.
- Gundert, Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten. A. 4. Calw u. Stuttgart 1903.
- Heber, Ph., Die vorkarolingischen christlichen Glaubenshelden am Rhein. Frankfurt a. M. 1858.
- Taine, H., Philosophie der Kunst. Bd. 1. 2. Leipzig 1902.
- Windelband, Wihl., Präjudizien, Aufsätze u. Reden zur Einleitung i. d. Philosophie. Tübingen u. Leipzig 1903.
- Gizycki, P. v., Vom Baum d. Erkenntnis. Bd. 3. Berlin 1900.
- Sohn, Rud., Das Recht d. Eheschließung a. d. deutschen u. römischen Recht geschichtlich entwickelt. Weimar 1875.
- Padelleffi, Guido, Lehrbuch d. römischen Rechtsgeschichte. Deutsche Ausgabe v. C. v. Holtzendorff. Berlin 1879.
- Schell, H. v., Die Theorie d. sozialen Frage. Jena 1871.
- Lexis, W., Abhandlungen zur Theorie d. Bevölkerungs- u. Moralstatistik. Jena 1903.
- Schriften d. Vereins f. Socialpolitik. Heft 53—55. (Die Verhältnisse d. Landarbeiter i. Deutschland. Bd. 1—3.) Leipzig 1892.
- Borrmann, Rich., Moderne Keramik. Leipzig 1902.
- Aldenhoven, Karl, Geschichte d. Kölner Malerschule. Lübeck 1902.
- Krahmer, Geschichte d. Russisch-Türkischen Kriegeres a. d. Balkan-Halbinsel 1877-1878. Bearbeitung d. russischen Generalstabswerks. Bd. 1. Bis einschliesslich d. ersten Schlacht bei Plewna. Berlin 1902.
- Frumann, Edw. A., Select. historical essays. Leipzig 1873.
- Wilamowitz-Möllendorff, Ulrich v., Aristoteles u. Athen. Bd. 1. 2. Berlin 1893.
- Bezold, C., Ninive u. Babylon. Bielefeld u. Leipzig 1903.
- Heyne, Moritz, Fünf Bücher deutscher Hausalterthümer. Bd. 3. Körperpflege u. Kleidung. Leipzig 1903.
- Reisner, Wihl., Die Einwohnerzahl deutscher Städte in früheren Jahrhunderten. Jena 1903.
- Zeitschrift d. Königl. preuss. statistischen Bureau. Jahrg. 42. Berlin 1902.
- Perels, Kurt, Das autonome Reichstagsrecht. Die Geschäftsordnung u. Observanz d. Reichstages. Berlin 1903.
- Gredy, H., Geschichte der ehemaligen freien Reichsstadt Odenheim. Mainz 1883.
- Haushaltungsplan der Stadt Frankfurt a. M. 1. April 1903 bis 31. März 1904. Gesch. v. Magistrat d. Stadt Frankfurt a. M.
- Kaltner, Balthasar, Konrad v. Marburg u. d. Inquisition i. Deutschland. Prag 1882.
- Roell, P. v. u. G. Epstein, Bismarcks Staatsrecht. Berlin 1903.
- Grote, H., George Grote. Sein Leben u. Wirken aus Familienpapieren, Tagebüchern u. Originalarbeiten. Leipzig 1874.
- Froude, J. A., Das Leben Thomas Corlyles. Uebers. u. bearb. v. Th. A. Fischer. Bd. 1. 2. Gotha 1887.
- Masson, Frédéric Napoléon et sa famille. Tom. 2—4. Ed. 3. Paris 1900.
- Curtius, Friedr., Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Berlin 1903.
- Hinrichsen, Adolf, Das literarische Deutschland. A. 2. Berlin 1891. Gesch. v. Herrn Rentner P. Abegg.
- Rümelin, Gustav, Reden u. Aufsätze. Dritte Folge. Freiburg i. B. 1894.
- Krummacker, Friedr. Ad., Parabeln. Bd. 1—3. Duisb. 1814.
- Goethe, Werke (Sophtenausgabe). Abth. 3 (Tagebücher). Bd. 13 u. Abth. 4 (Briefe). Bd. 27. Weimar 1903.
- Spindler C., Herbstviolen. Bd. 1. 2. Stuttgart 1884.
- Spindler C., Fridolin Schwerterberger. Bürgerleben u. Familienchronik a. einer süddeutschen Stadt. Bd. 1—4. Stuttg. 1851.
- Hebbel, Friedr., Sämtliche Werke. Bd. 1—12. Berlin 1903.
- Sperl, Aug., Die Söhne des Herrn Budiwoj. Bd. 1. 2. A. 3. München 1900.
- Hauptmann, Karl, Aus meinem Tagebuch. Berlin 1900.
- Hauschner, A., Daatjes Hochzeit. München 1902.
- Aristoteles, Commentaria graeca. Tlm. 5 p. 4 u. tm. 6 p. 1. Berlin 1887, 1902.
- Mayer, Adolf, Resultate der Agrikulturchemie. Heidelb. 1903.
- Bellach, Victor, Die Struktur d. photographischen Negative. Marburg a. L. 1903. Gesch. v. Herrn Bibliothekar Dr. Jürgen.
- Archiv für pathologische Anatomie. Bd. 170. Berlin 1902.
- Centralblatt f. innere Medizin. Jahrg. 23. Leipzig 1902.
- Lauret, Vol. 2 for 1902. London 1902.
- Nothnagel, Spezielle Pathologie. Bd. 15. Theil 1. Wien 1903.
- Cantani, Arnoldo, Oxalurie, Gicht u. Steinkrankheiten. Berlin 1880. Gesch. v. Herrn Geh. Sanitätsrath Dr. Pagenstecher.
- Jahresbericht über d. Fortschritte u. Leistungen a. d. Gebiet d. Hygiene. Bd. 18. Braunschweig 1902. Gesch. v. Herrn Medizinalrath Dr. A. Pfeiffer.
- Hoppe-Legler, Zeitschrift f. physiologische Chemie. Bd. 36. Straßburg 1902.

Haben Sie Reparaturen an Ihren, Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu **J. Werner, Marktstrasse 6.** Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch **reiche Auswahl** in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken. **J. Werner, Marktstrasse 6.**

Bitte genau auf die Firma zu achten!

7721

Bitte genau auf die Firma zu achten!



Nr. 159

(2. Beilage.)

Samstag, den 11. Juli

1903.

Die Blüte des Bagno.

Roman von Goron und Emile Gautier.

Fortsetzung.

Uebrigens berührte er Elena niemals anders, als daß er sanft ihre mageren Händchen nahm, um sie mit Küffen zu bedecken; niemals ließ er es sich einfallen, an die Medikamente zu rühren, noch weniger, sie selbst einslößen zu wollen.

„Wenn er versucht hat, seine Frau zu vergiften“, sagte sich Vemoine, „so kann das nur im Anfang geschehen sein, nur ein einziges Mal, mit einem Schlage —“

Aber welches Gift kann, ein einziges Mal genommen, in einer einzigen Dosis, so langsam und immer gefährlicher werdend wirken? Er kann aber doch nicht anders vorgegangen sein, denn wir verlieren ihn ja niemals aus den Augen!

Er hätte nichts mehr thun können, selbst wenn er Lust dazu gehabt hätte. Wir sind demnach auf einer falschen Spur.“

Vemoine verlor den Muth immer mehr, je weniger Vertrauen er in sein Wissen setzte, je weniger er den Fall verstand.

Da geschah es, bei der Rückkehr von der allgemeinen Consultation, welche er selbst herbeigeführt hatte, ohne daß sie ihm eine Erkenntniß gebracht, daß Martin ihm von den Folgen einer Durchleuchtung mit X-Strahlen sprach.

Es war ihm, als wäre der Schleier vor seinen Augen plötzlich zerrissen!

Er fühlte, daß er diesmal wirklich den Schlüssel zu dem bisher unlöslichen Räthsel in Händen hielt.

Ohne eine Minute zu verlieren, war er nach dem Quai des Orfèvres geeilt.

Athemlos vor Aufregung, Ungebuld und Muth trat er bei dem Sicherheitschef ein.

Man muß eine Hausdurchsuchung in den Räumen dieses niederträchtigen Salunken anordnen“, rief er. „Man wird dort die Bobine finden, die Crookes'schen Röhren, das ganze höllische Werkzeug des Mordes, welches dort — dessen bin ich jetzt sicher — hinter der Mauer aufgezogen ist. Dann haben wir ihn, wir hätten dann den Beweis, sichtbar, unwiderleglich. Wir fassen ihn in flagranti.“

Aber Cardec blieb diesen Auseinandersetzungen gegenüber kalt.

Er nahm die gelangweilte Miene an, welche man vor einem verzogenen Kinde aufzusehen pflegt, welches verlangt, daß man ihm den Mond herunterhole.

„Mein armer Freund“, hub er endlich an, als Vemoine ganz außer Athem am Ende seiner Verebtheit angelangt war und, am ganzen Körper bebend, sich in einen Sessel fallen ließ, „armer Freund, die Leidenschaft bringt Dich um den Verstand. Wie soll man denn eine Hausdurchsuchung im Hotel Saint-Magloire anstellen lassen? Unter welchem Vorwand? Mit welchem Rechte? Dazu braucht man einen Gerichtsbefehl, vergiß das nicht, einen formellen Gerichtsbefehl, vergiß das nicht, einen formellen Gerichtsbefehl. Wer wird ihn ausfertigen, diesen Befehl, wer wird die Verantwortlichkeit übernehmen? Wie soll man ihn überdies abfassen, nach welcher Formel, mit welcher Begründung?“

„Millionen Donnerwetter“, schrie Vemoine wüthend, „es liegt Mordverdacht vor!“

„So, ho! Reißen wir uns nur kein Bein aus. Haben wir

(Nachdruck verboten.)

eine regelrechte Anklage bei der Hand, einen Beweis, eine erklärlche Auskunft? Nein! Nicht wahr? Also sprechen wir nicht mehr davon. Ja, ja, ich weiß schon“, wehrte Cardec ab, als Vemoine mit einer Gebärde widersprechen wollte, „ich weiß sehr wohl, daß Du selbst eine Anklage einreichen, die Denunciation auf eigene Rechnung und Gefahr auf Dich nehmen könntest — aber glaubst Du, offen gestanden, glaubst Du wirklich, daß Du damit etwas anderes erreichen würdest, als Dich zu compromittiren und Dir auf immer die Finger zu verbrennen? Trotzdem der Minister den lebhaften Wunsch hat, vorwärts zu gehen, koste es, was es wolle, würde er es doch nicht wagen, eine derartige Hausdurchsuchung gutzuheißen.“

Trotz seiner Gereiztheit fühlte Vemoine, daß in den Einwänden des Beamten etwas Berechtigtes lag.

Der Arzt war zu sehr Pariser, zu „weich“, um nicht die ganze Tragweite und Wahrheit derselben einzusehen.

„Außerdem giebt's noch was anderes!“ fuhr Cardec fort, während in seiner Stimme tiefes Mitleid mit der Niedergeschlagenheit seines Freundes zitterte. „Selbst angenommen, daß ein regelrechter Hausdurchsuchungsbefehl ausgestellt worden sei, daß man mit Gewalt das Hotel Saint-Magloires vom Keller bis zum Speicher durchstöberte, und daß man in dem Zimmer, welches an dasjenige der armen Baronin anstößt, eine Einrichtung für Radiographie entdeckte, — was würde uns das wohl nützen? Kann man solche Apparate nicht bei sich im Hause haben? Das ist meines Wissens weder durch Gesetz noch durch eine Polizeiverordnung untersagt. Du hast ja selbst bei Dir zu Hause — leugne das nicht, denn ich hab's mit eigenen Augen gesehen — alles, was für die Radiographie nöthig ist.“

Vemoine wollte sprechen, aber der Beamte gebot ihm Schweigen.

„Warte noch ein wenig“, sagte er, „ich bin noch nicht zu Ende. Ich möchte Dir eine Frage stellen. Sage mir aufrichtig: glaubst Du, daß die X-Strahlen wirklich solche entsetzliche Wirkung haben können wie die, von welcher Du mir sprachst?“

„Ja, ich glaube es“, antwortete Vemoine. „Ich bin dessen sogar vollständig sicher — vorausgesetzt, daß man mit genügend starken Apparaten operirt.“

„Giebt es Beispiele dafür?“

„In solch hohem Grade? Gewiß nicht! Aber es giebt eine Menge besonderer Fälle, weniger gefährlich, lokalisiert, welche mir erlauben, fast mit Gewißheit darauf zu schließen, wenn ich sie mit dem vorliegenden Falle vergleiche.“

„Ja, ich verstehe schon: immer wieder Induktionsströme, immer wieder Theorie — Die Gelehrten werden sich noch alle die Haare ausreißen über die Frage, ob die X-Strahlen wirklich eine solch fürchterliche Verheerung anrichten können oder nicht. Kurz, es würde wieder dieselbe Geschichte werden wie bei der Vergiftung Dulacs: ein Glas voll Tinte! Wir verfallen dann wieder in die Polemiken, die Gegenbeweise, die unwahrscheinlichen Berufstreitereien und Zankereien der sachverständigen Mediziner und Gelehrten — Endlose, heillose Wirthschaft das! Auskommen wir da unser Lebtag nicht mehr.“

„Es giebt einen Gott für die Mörder“, rief Vemoine im Tone größter Verzweiflung aus.

Er verstand nur zu gut, daß der Chef der Sicherheitspolizei richtig voraussah, und daß die Parthie nochmals verloren war.

Er sah ein, daß die Hypothese, so schön sie sich auch plötzlich in seinem Gehirn kristallisiert hatte und die, je mehr er darüber nachdachte, ihm desto erklärlicher und wahrscheinlicher erschien, ihm praktisch nichts nützen konnte.

Tief unglücklich ging er davon.

Er eilte sofort nach dem Hotel Saint-Magloire zurück, wo er am Lager der Sterbenden, welche, wie von einer tödtlichen Erstarrung überwältigt, schlummerte, den Doktor Martin und Madame Savardens fand; die beiden saßen da ohne ein Wort zu sprechen, aber von Zeit zu Zeit wechselten sie schmachthafte Blicke.

Olivier Martin, betroffen von der Aufregung, welche seinen Meister bei der Anspielung auf die X-Strahlen ergriffen hatte, überlegte nun seinerseits diesen Fall.

Nach und nach war es in seinem Geiste Licht geworden — Er täuschte sich nicht — Er konnte sich nicht täuschen. —

Diese Vermuthung, welche er ganz nebenbei hingeworfen, ohne irgendwelche Wichtigkeit beizulegen, nahm Gestalt an.

Sicherlich, sie war annehmbar —

Sie mußte sogar richtig sein, denn nur sie allein konnte eine genügende Erklärung für alle die mysteriösen Phänomene geben.

„Ich muß Gewißheit darüber haben“, sagte er sich.

Bevor er zurückkehrte, um seinen Krankenwärterposten an dem Bette Elena's wieder einzunehmen, war er nach seinem Laboratorium gegangen, wo er eine mit Baryum-Platincyan überzogene Platte nahm, wie er sie für seine radiographischen Operationen verwandte. Sobald er in dem Hotel angekommen war, benutzte er den Schlummer der Baronin und schloß alle Portieren und Läden. Eine fast vollständige Finsterniß breitete sich über das Zimmer.

Nun wickelte er die Platte aus und placirte sie an dem Kopfe des Bettes, direkt über dem Gesicht der Baronin, nur einige Centimeter von der Scheidewand entfernt.

Im selben Augenblick leuchtete die Platte in grünlicher Phosphoreszenz.

Olivier Martin brachte seine Hand zwischen die Platte und die Wand, und wie er es erwartete, erschien das Bild des Knochenbaues derselben auf der phosphorescirenden Fläche.

Der junge Arzt unterdrückte nur mit Mühe einen Laut des Triumphes.

Der wissenschaftliche Beweis für die Richtigkeit seiner scheinbar so gewagten Hypothese war erbracht.

Das Baryum-Platincyan der radioskopischen Platte begann zu leuchten ohne sichtbare Ursache, sobald man es der Mauer näherte, es mußte demnach ohne Zweifel von X-Strahlen beeinflusst werden, welche unsichtbar die Mauer, hinter der sich etwas ganz Abnormes abspielte, durchdrangen.

Von nun an war es unnöthig, unwahrscheinliche Diagnosen zu suchen, unnöthig, das Gespenst von Gott weiß welcher neuartigen Sklerodermie und Influenza heraufzubeschwören.

Die unerklärliche Krankheit erklärte sich jetzt ganz von selbst.

Als Lemoine eintrat, waren die Fensterläden und Fenster noch immer hermetisch verschlossen, die Vorhänge und Portieren zugezogen.

Nur eine der elektrischen Lampen war angezündet worden.

Als er seinen Meister und Freund eintreten sah, bremte Dr. Martin das elektrische Licht ab und steckte seine Platte von neuem in die dunkle Ecke, während er in freudiger Aufregung die Hand Lemoines kräftig drückte.

Dasselbe mysteriöse Leuchten erschien und strahlte eine solche Helle aus, daß man die Gesichtszüge der Nahestehenden wie am hellen Tage unterscheiden konnte.

„Nun“, flüsterte Olivier Martin, „was halten Sie davon Meister?“

„Ja, das ist der materielle Beweis für unseren Verdacht“, antwortete Lemoine mit halberstimmter Stimme. „Aber was nützt er uns? Die Stunde des Gerichts hat noch nicht geschlagen! Immerhin ist die Feststellung der Thatsache nicht ganz unnütz, jetzt wissen wir wenigstens, woran wir uns zu halten haben, und jetzt, wo wir die Ursache des Uebels kennen, werden wir vielleicht auch die Verheerungen der Krankheit aufhalten können, wenn es nur nicht schon zu spät ist!“

Er beugte sich zu seinem Schüler und Assistenten hinüber und flüsterte ihm seinen Plan ins Ohr.

Olivier Martin nickte zustimmend mit dem Kopfe, während er Lemoine aufmerksam mit einem Blicke anschaute, in welchem sich ebensoviel Bewunderung wie Respekt ausdrückte.

Lemoine hat sodann Madame Savardens, welche diesem ganzen Vorgang mit stets wachsendem Interesse folgte, nicht

zu machen. Er hatte der Finsterniß alles abgerungen, was er von ihr erfahren konnte.

Sodann ließ er das Bett von der mörderischen Wand so weit wie möglich entfernen. Man rückte es ganz an das andere Ende des sehr großen Raumes, vor eines der Fenster, die nach dem Garten gingen.

Martin war mit genauen Instruktionen weggeilt. Eine halbe Stunde später kehrte er zurück, gefolgt von einem Diener, welcher einen scheinbar außerordentlich schweren, breitthiligen Wandschirm trug. Das Holz desselben war weiß lackirt, die Mittelflächen mit starker, schwarzer Seide überzogen; der obere Theil mit Glascheiben versehen.

Dieses ebenso häßliche wie hinderliche Möbel wurde vor das Bett der Kranken gestellt und überragte es um mehr als ein Meter.

„Was geht hier vor?“ fragte plötzlich Elena und richtete sich mühsam ein wenig auf. Sie war von dem Lärm und der Bewegung, welche der Umzug im Zimmer verursachte, aus dem Schlafe geweckt worden. „Was giebt es denn, warum hat man mein Bett verrückt?“

„Sprechen Sie nicht, meine liebe Freundin, ich bitte Sie inständigst, legen Sie sich wieder nieder. Sie werden sich hier viel besser befinden. Es ist heller hier, und Sie werden weniger von dem Durchzug der Thür zu leiden haben.“

„Ah!“ sagte Elena und fiel wieder in die Kissen zurück. Die Anstrengung hatte sie erschöpft.

(Fortsetzung folgt.)

Heimweh.

Zwei Lebensausschnitte von A. C. Nielsen.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

2.

Im Alter von 12 Jahren wurde er gegen seinen eigenen Willen und gegen den Willen seiner Mutter nach einer Erziehungsanstalt auf dem Lande geschickt. Von Kindesbeinen an hatte er auf der Straße gelebt, erst in der engen, stets unsauberen, stets traurigen Gasse, in der er zur Welt gekommen war, dann in der Umgegend, dann in der ganzen Stadt, in allen Bezirken — wie ein Rödter, der sich überall zu Hause fühlt. Er trieb sich hier bei jeder Witterung faul und gleichgiltig gegen die Zerstörungen des Straßenlebens herum.

Zulezt wurde er in die Schule gebracht, doch hier zog er sich ehrenhaft aus der Affäre und wurde einer der besten Schüler. So wollte er Primus der Klasse werden und setzte seine äußerste Energie daran, doch das glückte ihm nicht. Er machte in blindem Glauben, in berechtigter Erkenntnis seiner Fähigkeiten und in stolzem Selbstgefühl seiner eigenen Ueberlegenheit mit größter Hefigkeit mehrere Male hintereinander den Versuch; und da es ihm nicht gelang, erkannte er, daß die Lehrer ihn nicht auf dem Platz haben wollten und ihn mit Unrecht fern hielten. Er verlor das Interesse, kam zu den letzten herunter, fing an, die Schule zu schwänzen und wurde selbst für Scheltworte und Schläge unempfindlich. Zulezt blieb er tagelang fort und besuchte die Schule nur noch zeitweise.

Seine Seele erfüllte eine unbewußte Verachtung.

So trat er in sein zwölftes Jahr, als die Polizei ihn aufgriff. Er hatte nichts Schlimmes begangen und sich keine weitere Uebertretung zu Schulden kommen lassen, als daß sein Schulbesuch immer seltener und unregelmäßiger wurde; man konnte ihm keine andere Strafe zuerteilen, als sie ihm die Lehrer von Zeit zu Zeit hatten andeuten lassen. So wurde er denn als ein verwahrlostes und vagabondierendes Geschöpf trotz seines eigenen und seiner Mutter Protestes fern von der Stadt in die Erziehungsanstalt geschickt.

In den ersten Tagen war er nicht mit sich selbst im Reinen, er hatte unbekannten Grund und Boden unter den Füßen. Ein tropischer Trieb war in Folge der Behandlung, die man ihm hatte zu teil werden lassen, in ihm aufgestiegen, eine schadenfrohe Lust am Bösen; auf der anderen Seite fühlte er sich der neuen Umgebung ohnmächtig und fremd gegenüber und wußte nicht gleich, wie er sie benutzen und aus ihnen für seine Rachepläne Vorteil ziehen sollte. Endlich bemächtigte sich seiner ein dumpfes Verlangen, das sein Gemüt beruhigte, ohne daß er so recht begriff, weshalb ihn seine Schlaueit so ganz verlassen hatte.

Eine Woche brauchte er, um sich zu orientieren. Den Schulkameraden gegenüber hatte er schnell den Entschluß gefaßt, sich nicht mehr als nötig mit ihnen abzugeben. Obwohl viele der Knaben aus Kopenhagen waren, tauchten sie ihn doch sofort den „Kopenhagener“ und nannten ihn so, obwohl sie nicht die Absicht hatten, ihn zu beleidigen.

In der Schule nahm er sich tüchtig zusammen, aber mehr, um keine Vorwürfe zu bekommen, als aus Eifer, und weil er das alberne Benehmen der Kameraden mißbilligte, die sich in den Unterrichtsstunden die Zeit damit vertrieben, daß sie hinter dem Rücken des Lehrers Dummheiten machten.

Der „Kopenhagener“ befand sich kaum einen Monat in der Anstalt, als ihn eine gewisse Unruhe und Unstätigkeit befiel. Schon von Anfang an hatte er oft empfunden, wie still es draußen war, wie fast lautlos gegen den Tumult der Straße; selbst wenn die Jungen lärmten und schrieten, war es doch nichts im Vergleich zu dem ewig brausenden Ton, den seine Ohren vom ersten Tage an gehört, und der beständig in ihm wogte und kochte. Zeitweise trieb ihn ein unwiderstehlicher Drang, den er sich selbst nicht erklären konnte, so überlaut zu rufen und zu singen, wie er nur konnte, um die dumpfe Stille zu verschrecken; zu anderen Zeiten war er wieder stumm und verschlossen, ohne die geringste Energie; er brauste nicht einmal auf, wenn ihm ein Kamerad zu nahe trat, brütete gleichsam über dieses und jenes, oder lauschte wohl auch nur auf den Lärm, den er zu vernehmen glaubte.

Doch dann kam die Unrast über ihn; sie saß in seinem Sinn, unstäten Gedanken gleich, kam in wildem Sturm plötzlich zum Ausbruch oder bedrückte ihn mit unerklärlicher Qual und herrschte mit Allgewalt in seinem Körper. Alle seine Gedanken flogen der Stadt zu, in seinen Träumen wanderten sie die Straßen und Gassen auf und nieder, bald in dem einen, bald im anderen Viertel; doch an seine Mutter dachte er dabei nicht.

Eines Tages war er fort, gerade, als die Kirche beginnen sollte; niemand wußte etwas von ihm. Doch die Kameraden begriffen instinktiv, was geschehen war; sie sahen sich an und flüsterten, der „Kopenhagener“ wäre seiner Wege gelaufen.

„Er ist ausgerückt!“ sagten sie.

Der „Kopenhagener“ lief, was er konnte, auf den Feldweg hinaus, um zu sehen, wo er hinführte. Er lief nicht aus Furcht, sondern um schneller vorwärts zu kommen, denn es war weit bis Kopenhagen, das wußte er; und er mußte hinein, wenn er Ruhe finden wollte. Er dachte nicht über die Folgen seiner Flucht nach, er mußte nach Hause; darauf beschränkte sich sein ganzes Fühlen und Denken. Sorglos und unbekümmert lief er vorwärts, und brauchte sich beim Laufen nicht einmal anzustrengen. Wenn er Lust zum Ausruhen verspürte, setzte er sich auf eine Steinbank und grübelte darüber nach, wie lange er wohl rasten durfte; dann fragte er sich, ob er nicht schon Lärm vernahm. Er saß und lauschte, ohne sich darum zu kümmern, daß man ihm nachspürte und ihn fassen konnte, doch in ihm wogte ein inniges Dank- und Glücksgefühl.

Endlich näherte er sich der Stadt. Ruhig und zufrieden mischte er sich unter die Menge. Hier fühlte er sich heimisch und bekannt, seine Blicke leuchteten befreit und glücklich, seine Sinne öffneten sich in dem freudigen Gefühl, sich in der einzigen Luft zu bewegen, in der sein ganzes Wesen erwachte — wie eine Pflanze, die aus der ungejunden Stubenhitze in das frische, üppige Waldesgrün verpflanzt wird. Doch während so die Stunden verstrichen, schwand seine Sicherheit; er fing an, zu begreifen, was kommen würde, und konnte seine wachsende Unruhe nicht bemeistern. Wenn er an einem Polizisten vorbei mußte, war ihm gar nicht gut zu Mute; wenigstens wich er ihm aus, oder seine Schritte wurden hastig und unstät, während er vorüberlief. Ein paar Tage trieb er sich auf den Straßen herum; eines Abends holte ihn die Polizei von der Mutter ab, und kurz darauf war er wieder in der Anstalt.

Es verging eine gewisse Zeit. Der „Kopenhagener“ war wie zu Anfang eifrig bemüht, eine Sonderstellung einzunehmen, pflichttreu und zuverlässig, doch meistens einsam und sinnend. Obwohl er weder der älteste noch der größte der Knaben war, hatten sie doch Respekt vor

ihm, teils, weil keiner gegen ihn auftreten konnte, doch hauptsächlich deshalb, weil es ihm gelungen war, bis nach Kopenhagen zu kommen. Das war eine von allen beneidete Heldentat, die er ausgeführt hatte, und sie verlieh ihm die Glorie des Abenteurers, die stets auf den glücklichen Tollkopf fällt, der ein festes Wagnis unternimmt. Der „Kopenhagener“ war sich dieser Macht bewußt und brauchte sie, wie er nur konnte. Gewissermaßen trug das dazu bei, ihn die Trennung von der Stadt ertragen zu lassen; wenn ihm die Sehnsucht nach den endlosen Straßen ergriff, war es ihm ein kleiner Trost, den Kameraden zu befehlen und sie sich seinem Willen unterwerfen zu sehen.

Eines Abends überraschte er zwei seiner Kameraden, wie sie grade davon sprachen, fortlaufen zu wollen.

„Wollt Ihr ausrücken?“ fragte er. Er legte einen scharfen Nachdruck auf das „Ihr“ und sah sie fest an.

Sie wurden verwirrt und schlugen ängstlich die Augen zu Boden, während der „Kopenhagener“ verächtlich fortfuhr: „Was, zum Teufel, habt Ihr beiden Eitel fortzulaufen? Bleibt, wo Ihr seid, sonst werde ich Euch den Standpunkt klar machen!“

Sie versuchten knurrend zu opponieren, und der eine wagte es, vor sich hinzumurmeln, was ihn das angehe; doch der „Kopenhagener“ trat gekränkt nahe an sie heran und entgegnete:

„Was das mich angeht? Was das mich angeht? Ich will Euch nur raten, davon Eure Finger zu lassen. Ihr Eitel, Ihr!“

Am nächsten Tage verschwand der „Kopenhagener“ selbst, diesmal in der Mittagsstunde. Als die Jungen zur Arbeit antraten, wurde er vermißt.

„Er ist ausgerückt!“ riefen die Kameraden. „Der „Kopenhagener“ ist ausgerückt!“

Der Kopenhagener hatte sich, bis es dunkel wurde, in einem Getreideseld versteckt. Dann schlich er heraus und lief weiter; er kannte ja den Weg. Trotzdem war ihm schlecht zu Mute; die Angst, er würde gefaßt werden, hatte sich in ihm festgesetzt, während er so versteckt dalag, und er konnte, sie nicht verschrecken. Außerdem war er hungrig, und wie sollte er nachts etwas zu essen bekommen!

Er schlich schnell und leuchend weiter, die Stadt zog ihn magnetisch an, er dachte nach, wie sie wohl um diese Zeit aussah, groß und lärmend und voller Licht, mit schwarzem Schatten in den Gassen; die ganze Nacht lief er und auch die nächste Nacht; dann schlich er sich in die dunklen Straßen der Stadt. Wenige Tage darauf kam der „Kopenhagener“ in Begleitung eines Polizisten wieder in die Anstalt zurück. Er nahm seine Strafe ohne Murren auf sich und benutzte von neuem seine Macht über die Kameraden. Er arbeitete in der Schule wieder fleißig und aufmerksam, und lernte in wenig Stunden mehr als andere in vielen, fühlte sich aber von einem Lehrer ungerecht behandelt und schwänzte dessen Stunden, als wenn sie ihn gar nichts weiter angingen.

Kaum ein Monat war vergangen, da bekam er wieder Sehnsucht nach der Stadt und lief fort. Unterwegs mußte er irgendwo einbrechen, um seinen Hunger zu stillen, dann bog er vom Hauptweg ab und schlug eine nördlichere Richtung ein, lag den ganzen Tag in einem Heuschauer versteckt und setzte zur Nacht seine Flucht mit großen Umwegen fort. Eines Morgens früh stand er vor der Stadt. Scheu und verkommen wagte er sich auf den Frederiksberg, wo er unentschlossen vor dem Palast stehen blieb und auf die noch leeren Gassen niederstarrte. Ein Polizist stand ein paar Schritte entfernt, drehte sich langsam nach ihm um, ging weiter und drehte sich wieder um.

„Der „Kopenhagener“ trieb sich lange unentschlossen herum, ging zur Seite, so daß er nicht gesehen werden konnte, und versuchte, sich von der Anhöhe zu schleichen, gab diese Absicht aber auf halbem Wege auf und schlich sich wieder ängstlich aufs freie Feld hinaus. Erst am Abend fand er den Mut, in die Stadt hineinzugehen, glücklich trieb er sich in den Straßen herum und ging dann zu seiner Mutter, wo die Polizei ihn abholte.

Dann bekam er Prügel und wurde nach Jünens in eine Korrekptionsanstalt geschickt.





Schiele nicht nach anderer Tür,
Welch ein Glück und welche Größe
Aus und ein gegangen sei,
Daß sie wandern, wie sie wandern
Sorge, daß du ohne Blöße,
Deiner selbst gewiß und frei
Aus der eignen trittst herfür,
Und das andre laß den andern!"

Zeit ist Geld.

Nichts wird von vielen falscher verstanden, als die Sparsamkeit. Hausfrauen, die ihrem häuslichen Kreise das zur Gesundheit Notwendige an der Nahrung abknapsen durch minderwertiges Fleisch, schlechte, billige Gemüse, zweifelhafte Butter und Fette, abgerahmte und verdünnte Milch und andere Oekonomiemethoden, sind nicht sparsam, sondern werfen das zum Fenster hinaus, was der Mensch zum Kampfe ums Dasein so nötig hat: die physische Kraft, welche die Stütze der geistigen Kraft ist. Das gilt für die Herrschaft wie für die Dienstboten — was die Hausfrau durch billig eingekaufte, schlechte Nahrungsmittel diesem wie jenen entzieht, hat sie nicht erspart, sondern sträflich vergeudet. Der Mensch braucht so wenig, um zu leben, wenn er das in guter Qualität sich zuführen kann — vom Schlechten wird das doppelte und dreifache Quantum ihm wenig oder nichts nützen, wenn die Grundbedingung zur rationalen Ernährung fehlt. Sparsamkeit ist es auch nicht, auf allen „Ausverkäufen“ und in den sogenannten „billigen Geschäften“ einzukaufen für Kleidung, Haus und täglichen Bedarf; der Schund, den man von dort nach Hause trägt, heißt einfach, das Geld hinauswerfen, das man ersparen wollte. Das Beste ist und bleibt immer das billigste durch Haltbarkeit, Gediegenheit und Solidität — wer nach diesem Grundsatz kauft, wird es immer zum Wohle seiner Kasse tun.

Wohl aber läßt sich an der Zeit sparen. Zeit ist Geld — das ist eine uralte Wahrheit und doch, wie wenig wird sie beachtet, wie falsch wird sie allenthalben verstanden. Es würde viel zu weit führen, alle die Fälle anzuführen, die eine Sünde wider den Wert der Zeit enthalten, und wir wollen daher nur von der Zeit sprechen, an der die Hausfrau sparen kann, sowohl an Geld, als auch an häuslichem Mißbehagen, an Arbeit vor allem.

Da ist es zum Beispiel die umständliche, zeitraubende Kochmethode vieler Haushaltungen, welche Hausfrau oder Köchin oder beide gleichzeitig den ganzen Vormittag an den Herd spannt. Ganz abgesehen von der verwendeten Zeit; was wird dabei an Feuerung verschwendet, was wird an Nährstoffen aus Fleisch und Gemüse verbrätet und verpufft, bis nichts mehr bleibt als Stroh, mit dem der Magen nun, so gut es geht, fertig werden muß.

An die Kochzeit schließt sich dann die Zeit des „Aufwaschens“ an, die nach allgemein beliebter Köchinnenmethode gern ins Unendliche ausgedehnt wird, gleichgültig, ob es viel oder wenig aufzuwaschen gibt. Hierbei erhalten die Teller die reizende Verzierung der angeschlagenen Ränder, verlieren Porzellantöpfe Henkel und Schnauzen, und wenn du wagst, das zu bemerken, dann wirst du darüber belehrt, daß sie „so“ immer waren. „Im Anfang war der Sprung“, beginnt das Köchinnen-evangelium.

Hervorragende Zeitverschwendung kostet zumeist auch das notwendige Geschäft des Fensterputzens. Da darf die Sonne nicht auf die klitschnassen Scheiben scheinen und ehe man mit allen Fenstern „herum“ ist, da geht auch mancher Vor- und Nachmittag mit „herum“.

Daher dürfte man noch häusliche Einrichtungen nennen, an denen man Zeit und damit Geld ersparen kann, wenn man den guten Willen hat, weil es tausend Dinge gibt, an die man nur nicht denkt, die aber doch so nahe liegen, daß sie für das Glück und die Wohlfahrt der Fa-

milie von unendlicher Wichtigkeit sind. Bei vielen dieser Dinge spielt das Vorurteil noch eine mächtige Rolle, und weil viele Hausfrauen glauben, daß eine Sache nicht ordentlich sein kann, wenn sie nicht langsam gemacht wird. Die Zeit ist aber eigentlich noch viel mehr als bloß Geld, das man wieder gewinnen kann, während die Zeit unwiederbringlich ist. Darum heißt Zeit gewinnen nicht allein Geld gewinnen, sondern noch vieles andere, und wer sparsam ist mit der Zeit, der übt sicher die weiseste Sparsamkeit.

Küche und Keller.

Gebäcker Schinken.

Gebäcker Schinken ist als passende Beigabe zu jungen Frühlingsgemüsen sehr zu empfehlen. Man weicht einen zarten geräucherten Schinken eine Nacht lang in dünner Milch und läßt ihn dann vom Bäcker mit derbem Schwarzbrotteig umhüllen und so lange baden, als es das Brod nötig hat, um gar zu werden. Der Schinken behält so seinen vollen Saft und nimmt einen feinen, kräftigen Geschmack an. Die Brotkruste ist sehr leicht zu entfernen und zur Suppe für den Dienstbotentisch verwendbar.

Kalter Rindfleischsalat.

Schöne übrig gebliebene Stücke von Rindfleisch werden in Würfel geschnitten, gewiegte Petersilie, etwas geriebener Rettig und feingewiegte Zwiebel hinzugefügt, darauf Senf, Del und Essig in einer Salatschale mit Salz gut vermengt, das Fleisch dazu getan und alles einige Stunden lang stehen gelassen. Etwas Zitronensaft kann nach Geschmack hinzugefügt werden.

Praktische Winke.

Reinigung von Tapeten.

Um beschmutzte Tapeten zu reinigen, bedient man sich eines weber zu frischen, noch zu altbackenen Brodes, schneidet es der Länge nach in handgroße Stücke und läßt die Wände Strich für Strich damit abreiben.

Schonung des Fußbodenanstrichs.

Ein gutes Mittel, um den Anstrich der Fußböden lange zu konservieren, ist saure Milch. Man wasche alle Monate einmal den Boden mit derselben und reibe ihn ferner vierteljährlich einmal mit einem wollenen, in Leinöl getauchten Friessele gleichmäßig ab.

Handschuhwäsche.

Wie oft hört man wohl den Ausspruch: „Helle Handschuhe sind eine sehr hübsche Tracht, wenn sie nur nicht so leicht unsauber werden wollten. Das Waschenlassen verteuert das Vergnügen doch sehr.“ Gegen das Unsauberwerden gibt es allerdings kein Mittel, hier nützt auch die größte Vorsicht kaum etwas. Wenn man sich aber die Handschuhe selber wäscht, was man auf folgende Art bequem und gut besorgen kann, so kann man es sich ohne große Kosten erlauben, immer helle Handschuhe zu tragen. Man nehme eine kleine Schale, lege die zu waschenden Handschuhe glatt hinein und übergieße sie mit Benzin, dann bedecke man das Gefäß zu und lasse die Handschuhe ungefähr 10 Minuten weichen; sodann reibe man sie, wie man sonst ein Stück Zeug wäscht, mit den Händen, Stück für Stück nach einander, wobei man natürlich die Teile, wie die Fingerspitzen, die sehr unsauber sind, besonders vornehmen muß. Hierauf übergieße man sie in einer anderen Schale nochmals mit Benzin, wiederhole das Verfahren, drücke den Handschuh aus, begieße ihn in der Hand nochmals mit etwas reinem Benzin und ziehe ihn auf die Hand. So belege man beide Hände mit einem Paar, tauche sie ganz in Talkum und reibe die Handschuhe gegenseitig auf den Händen damit trocken. Die Handschuhe gehen aus dieser Wäsche tadellos, mit neuem Glanz hervor.